

Unter Mitwirkung von

Prof. Dr. F. BLUMENTHAL, P.-Doz. Dr. D. LAZERSONAS

u. a.

herausgegeben von der

GESELLSCHAFT DER FREUNDE DER
JÜDISCHEN VOLKSUNIVERSITÄT

zu Tallinn (Estland).

Dr. Leopold SILBERSTEIN

Zur differentiellen Anthropologie

Kirjastaja
Verlag

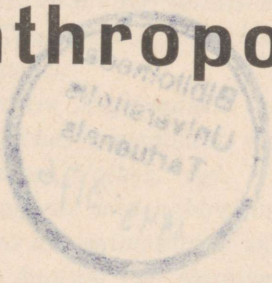
JUUDI RAHVAÜLIKOOI SÕPRADE SELTS.

TALLINN

1940

pd.

Zur differentiellen Anthropologie



64410.

Kirjastus:
Juudi Rahvaülikooli Sõprade Selts
Tallinn 1940.

Vorwort.

Der Rassismus verkündet die absolute Abhängigkeit der menschlichen Persönlichkeit von der Erbanlage und ignoriert fast völlig den entscheidenden Einfluss, den die sozialen und sonstigen Umweltsbedingungen auf ihre Entwicklung ausüben. So behaupten Rassisten:

1) die Auserwähltheit der besitzenden Klassen: Rassen-theorie-Klassentheorie (Ammon, Lenz u. a.),

2) die eugenische Notwendigkeit einer Einschränkung der Frauenarbeit und einer Wiederherstellung der den Mann begünstigenden doppelten Geschlechtsmoral (Grotjahn, Lenz, Tirala),

3) die *e o i p s o* anzunehmende erbliche Minderwertigkeit der unehelichen Kinder (Lenz);

4) die Superiorität der nordischen Rasse gegenüber allen anderen (H. S. Chamberlain, Vacher de Lapouge, E. Fischer, Ploetz, Günther usw.);

5) die besondere Artfremdheit und Minderwertigkeit eines spezifischen Gemisches armenoider, orientalischer und nordischer Rasse (des Jüdischen Volkes, vgl. H. S. Chamberlain, Richard Wagner, P. de Lagarde und zahlreiche andere Autoren).

Der Verfasser unternimmt eine wissenschaftliche, historische und begriffliche, Analyse des Rassismus in seinen verschiedenen Spielarten unter Auseinandersetzung mit der in erster Linie in Betracht kommenden Literatur. Wer sich über die Frage durch eigenes Einzelstudium zu unterrichten wünscht, wird durch die vorliegende Schrift darüber belehrt, *w e l c h e* Autoren zu lesen sind und *w i e* sie gelesen werden müssen.

Ohne bis auf jede Einzelheit mit dem Verfasser vollständig einverstanden zu sein, muss ich die Richtigkeit seines Hauptgedankens anerkennen: Der Mensch *H o m o f a b e r*, ist ein schaffendes Wesen. Der Wert eines jeden Menschen, gleichviel welcher Herkunft, welcher Rasse, welchen Volkstums oder welchen Geschlechts ist gegeben nur durch seine Leistung, durch seinen Beitrag für die Gesamtheit.

M. Schliefsstein.

Die Reiche der Lebewesen sind bekanntlich mannigfach eingeteilt. Wir unterscheiden das Pflanzen- und das Tierreich, innerhalb des Tierreichs die Klassen der Wirbeltiere, Gliederfüssler, Weichtiere usw., innerhalb der Wirbeltiere die Gruppen Säugetiere, Vögel, Reptilien, Amphibien, Fische, innerhalb der Säugetiere etwa die Herrentiere, Wiederkäuer, Nagetiere, bis wir zu den Einheiten der *Gattung* (z. B. *Canis*, zerfallend in *Canis vulpes*, den Fuchs, *Canis lupus*, den Wolf, *Canis vulgaris*, den Hund) und der *Art* oder *Species*, z. B. *Canis vulgaris* oder unsere eigene Sonderspecies, *Homo sapiens*, gelangen. Zwischen den Tiergattungen herrscht vielfach die „Fressordnung“, ein Tier dient dem anderen zur Nahrung wie etwa die Maus der Katze, unabänderliche Urfeindschaft.

Innerhalb derselben Gattung ist diese Urfeindschaft schon seltener, immerhin können Hunde von Wölfen, ihren Vettern aus der Gattung *Canis*, noch gefressen werden. Innerhalb der gleichen Species herrscht in der Tierwelt im grossen und ganzen Solidarität, und nur der Species *Homo sapiens*, deren privilegierte Stellung in der Natur durchaus nicht ausschliesslich Lichtseiten hat, bleibt es vorbehalten, selbst ihr ärgster Feind, *homo homini lupus* (der Mensch des Menschen Wolf) zu sein.

Rassen sind nur unterschiedene Gruppen innerhalb der gleichen Species. Sie können äusserlich und dem Charakter nach stark voneinander abweichen, der Grundcharakter der Species ist bei keiner der einzelnen Rassen zu verkennen. Ein Wolfshund und ein Dackel stehen sich wesensmässig immer noch näher als ein Wolfshund und ein Wolf. Während Geschlechtsverkehr zwischen zwei verschiedenen Species in der Natur nur ganz ausnahmsweise vorkommt und dann in der zweiten Generation gewöhnlich Unfruchtbarkeit zur Folge hat — wie bei den aus einer Kreuzung von Pferd und Esel hervorgehenden Mauleseln — besteht eine derartig unübersteigbare Schranke zwischen den Rassen von Natur aus nicht. (Die Bedenken gegen eine Mischehe zwischen Menschen stammen nicht aus der Rasse,

sondern aus dem Volkstum und tragen somit ganz überwiegend geistig — seelischen Charakter). Viele Rassenunterschiede der Tierwelt erklären sich durch milieubedingte Selektion oder Anpassung; so zeigen Polarrassen gewöhnlich stärkere Behaarung und hellere Färbung als südliche. Die Species bleibt für lange Zeiträume praktisch unverändert, so dass Altertum und Mittelalter sogar geneigt waren, im Charakter der Species eine gottgegebene ewige Wesenheit, oder wie man in der Philosophie gewöhnlich sagt, eine *platonische Idee* zu sehen; selbst heute ist die Frage der Konstanz der Species noch nicht endgültig beantwortet, da die Darwinsche Entwicklungstheorie längst nicht mehr so sicher und eindeutig erscheint wie zur Zeit ihres ersten Auftretens. Dass das Formgesetz der Species in sehr hohen Regionen liegt, beweist jener soeben erwähnte fast unüberwindliche Widerwille der Natur gegen die geschlechtliche Überschreitung ihrer Schranke. In der Rasse dagegen eine ebenso erhabene Einheit zu erblicken wie in der Species, ist, philosophisch gesprochen, eine Verirrung platonischen Denkens, anders gesagt, eine unberechtigte „Hypostasierung“, d. h. eine Erhebung gemeinsamer Eigenschaften zu einem substantiellen, selbständig seienden und dauernden, Charakter, der ihnen nicht zukommt. Rassen sehen wir nämlich unter unseren Augen entstehen, sich wandeln und vergehen, und während wir bis heute ausserstande sind, eine Species künstlich zu erzeugen, während kein Laboratorium der Welt einen wiederkäuenden Löwen oder einen fliegenden Hund hervorbringen kann, vermögen wir Rassen nach Belieben künstlich hervorzubringen, und seit uralten Zeiten hat sich die praktische Landwirtschaft das zunutze gemacht, man denke nur an die Züchtung gesprenkelter Böcke durch den Erzvater Jakob. *Das, was wir in Tier- und Pflanzenwelt „reine Rasse“ nennen, ist sogar fast stets ein Kunstprodukt.* Die „reine Rasse“ besteht nämlich in der künstlichen züchterischen Herausarbeitung bestimmter Eigenschaften, die zu irgend einem praktischen Zweck gerade erwünscht sind. Wir nennen z. B. Rassepferde solche, bei denen die Rennfähigkeit auf Kosten anderer Eigenschaften künstlich zu einem ungewöhnlichen Grade hochgezüchtet worden ist, wir sprechen von Rasseschafen, bei denen die Züchtung sich als obersten Zweck die Erzielung einer möglichst dichten Wolle gesetzt hat, von Rasseschweinen, die in Fett fast ersticken und dafür die Angriffs- und Verteidigungsfähigkeit des wilden Schweins völlig verloren haben, von Rassehunden, die entweder nur gegen Verbrecher, nur gegen Wild, nur als Spielzeug gut sind, usw. *„Rasse“ ist bei Tieren*

also durchaus nichts Ehrwürdig-Urtümliches, sondern ein spätes Zivilisationsprodukt: ein gescheiter Zoologe sagte einmal, der „Urhund“ dürfte die grösste Ähnlichkeit mit dem haben, was man in Berlin „Tiergartenmischung“ nennt, d. h. mit den Produkten zalloser Zufallskreuzungen.

Bei Menschen vollends führt das Ideal der „Rassereinheit“ geradeswegs zu einem Selbstwiderspruch des platonischen Denkens. Denn zur platonischen Idee der Species „Mensch“ gehört die Geschichtlichkeit, d. h. das Miteinander und Nacheinander von individuell und grundsätzlich Verschiedenem auch in zusammengehörigen Gruppen. Es liegt ein tiefer Sinn darin, dass keine Sprache, und namentlich keine grosse Kultursprache, als „rein“ bezeichnet werden kann, und dass die „Rassentheoretiker der Sprache“, die sogenannten Puristen, bei jedem seiner reichen und vielgestaltigen Tradition bewussten Kulturvolk eine etwas komische Figur machen. Auch das Edelmetall der höchsten Kulturtendenzen eines Volkes tritt niemals rein sondern stets in Legierung mit andersartigen oder niederen Tendenzen auf. Im Namen der Würde der vermeintlichen platonischen Idee „Rasse“ das Ideal der „Reinrassigkeit“ zu proklamieren, heisst also die Idee „Mensch“, die vom Individualitäts- und Beimischungsprinzip nicht zu trennen ist, verunreinigen; daneben liegt in der Betonung des Geburtsprinzips eine Veründigung gegen das vom Menschen (den Bergson statt *Homo sapiens* lieber *Homo faber*, d. h. den Werkzeugsschmied zu nennen vorschlägt) untrennbare Prinzip der Leistung, der Fähigkeit, sich durch schaffende Tätigkeit über sich selbst hinauszusteigern. Dazu kommt schliesslich, das jene „Rasse“, von der heute in erster Linie die Rede ist, noch nicht einmal eine wirkliche Rasse, sondern nur die *Unterabteilung einer Rasse*, einen Typ, darstellt. Denn wirkliche „Rassen“ gibt es beim Menschen nur fünf: die weisse, die gelbe, die rote, die braune und die schwarze. Aber zumindest bei den europäischen Rassenkämpfen handelt es sich ja gar nicht um eine Auseinandersetzung zwischen diesen fünf wirklichen Rassen, sondern um vermeintliche Höher- und Minderwertigkeit, Artnähe und Artfremdheit *zwischen Typen der weissen Rasse*, speziell um eine Diskriminierung eines spezifischen Gemisches des „armenoiden“ (vorderasiatischen), „orientalischen“ und- „nordischen“ Rassentyps, welches die körperliche Erscheinungsweise des Jüdischen

Volkes bildet.*). In der Sprache Platons gerade würden solche Typenunterschiede zweiten Grades, um welche sich der ganze Rassenkampf dreht, der Schatten eines Schattens genannt werden. Allerdings bildet der missleitete Platonismus nur eine Triebkraft der heutigen Tendenzen. Die Massen hätte man heutzutage allein mit der Philosophie schwerlich gewonnen. Der gerade Gegenpol platonischen Denkens, die am mechanistischen Ideal orientierte Naturwissenschaft der Neuzeit und gerade des letzten Jahrhunderts, hat nämlich — wiederum in *missbräuchlicher Anwendung und Ausdeutung* — gleichfalls nicht wenig zur Entwicklung des Rassismus beigetragen.

*) Als Haupttypen der weissen Rasse werden heute folgende unterschieden:

1) **Nordisch**: langer Schädel, hoher Wuchs, blonde Haare, blaue Augen, scharfes Kinn, scharfgezeichnete Nase, geschweiften Hinterkopf (Skandinavien, England, Nordfrankreich, Norddeutschland, z. T. U. S. A.);

2) **Alpin**: kurzer Schädel, kleiner bis mittlerer Wuchs, braune Haare, braune Augen, weiches Kinn, kleine, oft hochgehende, dicklich anmutende Nase (Mittelfrankreich, Mittel- und Süddeutschland, Österreich, Tschechoslowakei);

3) **Baltisch**: mittlerer Schädel, kleiner bis mittlerer Wuchs, blonde Haare, blaue Augen, weiches Kinn, kleine Nase (Ostdeutschland, Polen, Baltikum, alle slavischen Länder mit Ausnahme des Südens);

4) **Mediterran**: langer Schädel, kleiner Wuchs mit in der Jugend schlanker, im Alter sich verfettender Gestalt, brünett, kräftiges Kinn, gerade Nase (Südfrankreich, Spanien, Italien, Griechenland);

5) **Orientalisch** (gelegentlich nur als Spielart von 4) angesehen); langer Schädel, mittlerer Wuchs, brünett mit mandelförmig geschnittenen Augen, ebenmässig gebogene Nase (Juden und Araber);

6) **Armenoid** („Vorderasiatisch“): kurzer Schädel, kleiner Wuchs, brünett, weiches, fleischiges Kinn, etwas wulstige Lippen, scharf gebogene Nase, steil abfallendes Hinterhaupt (Juden, Armenier, Grusiner);

7) **Dinarisch**: kurzer Schädel, hoher Wuchs, brünett, scharfes Kinn, Adlernase, steil abfallendes Hinterhaupt (von manchen als alte Kreuzung von 1) und 6) betrachtet; Süddeutschland einschl. Österreich, nördliche Balkanländer);

8) **Fälisch**: ähnlich wie zu 1), aber mit breitem Schädel und durchweg von eher massiger als kantiger Struktur (Nordwestdeutschland; der in seiner anthropologischen Allgemeingültigkeit bis heute angezweifelte Typ wird am besten durch Charakterköpfe wie Bismarck oder Hindenburg veranschaulicht).

Langschädlig (*dolichocephal*) sind Typen, deren *Schädelindex* (Verhältnis der Breite des Hinterhauptes zur Länge in Prozenten) unter 75, kurzschädlig (*brachycephal*) solche deren Schädelindex über 80 gelangt.

Typen mit Schädelindex 75—80 sind mittelschädlig (*mesocephal*).

Den Nährboden der Rassentheorie bildet die Tendenz des 19. Jahrhunderts, den ganzen Reichtum der wirklichen Erscheinungen auf ein Minimum allgemeiner Prinzipien oder gar auf ein einziges Prinzip zurückzuführen. Solche zu Alleinherrschern der Welt ausersehenen Prinzipien trugen aber nicht mehr so erhabenen Charakter wie einst im Pantheismus, sondern es waren möglichst primitive konstitutive Partikeln, Atome im weitesten Sinne. Die primitivsten Prinzipien, die primitivsten konstitutiven Teilchen der Wirklichkeit zu erkennen, sie zu beeinflussen und dadurch die Wirklichkeit zu beherrschen — das war der Wahlspruch der Zeit. Diese Beeinflussung aber konnte nur dann Sinn haben und Erfolg versprechen, wenn der Mensch den Erfolg dieses Tuns im vorhinein zu berechnen vermochte, d. h. die Voraussetzung bildete der Glaube an eine absolute Gesetzmässigkeit der atomistischen Ordnung der Dinge, also ein konsequenter Determinismus.

Aus der Atmosphäre des Atomismus, Primitivismus, Mechanismus, Determinismus, Naturalismus erwächst die Rassentheorie. Ihr Begründer, bekanntlich der Graf Gobineau, fasste sie als einen scharfen Protest gegen den materialistischen Geist der Zeit auf; er vermeinte mit seiner Grundthese von der Ungleichheit der Rassen der Idee des Wertes zu dienen, das Gefühl für den Unterschied zwischen Höherem und Niedrerem in Natur wie Gesellschaft wiederzuerwecken. Und doch ist auch gerade er dem Primitivismus und Atomismus seiner Zeit nicht entgangen. Unbestreitbar ist nämlich dass das Faktum der Rasse in erster Linie körperlicher Natur und nur durch einen äusseren Eingriff, und zwar durch geschlechtliche Auswahl, zu beeinflussen. Geistige und seelische Kriterien vermag ein gewissenhafter Rassenforscher nur als sekundär anzuerkennen; die charakterlichen Äusserungen des jeweils zur Untersuchung stehenden Individuums können ihn irreführen, die Farbe der Haut, des Haares, der Augen, die Form des Schädels, der Nase, der Lippen dagegen nicht. Die Frage der rassischen Zugehörigkeit wird stets nach körperlichen, äusserlichen Kriterien entschieden, inneren fällt nur eine ergänzende Rolle zu. Mag die untrennbare Einheit von Körper und Geist wie überall in der Rassentheorie so auch bei diesem ihrem ersten Vertreter noch so nachdrücklich betont werden, die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, dass lediglich das körperliche Datum unwiderlegliche Beweiskraft besitzt. Bei diesem Stande der Dinge kann die Lehre vom Primat der Rasse vor dem Individuum, welche dem Grafen Gobineau und nach seinem Vorgange der ganzen

rassistischen Schule als Axiom gilt, nicht als Sieg der platonischen Idee über die vergängliche Vielheit des realen Lebens betrachtet werden, sondern nur als Sieg eines verallgemeinernden Primitivismus über die Ergebnisse einer differenzierenden und individualisierenden Entwicklung in der Menschheitsgeschichte. Es handelt sich hier um einen Determinismus, dessen Trostlosigkeit wir ruhig der Theorie von der Entropie der physikalischen Energien zur Seite stellen dürfen, welche bekanntlich auf Grund des Grundsatzes von der Erhaltung der Energie das Ende des gesamten Weltgeschehens in einer unterschieds- und qualitätslosen Wärme voraussagt. Wie bewusst, war G o b i n e a u in wissenschaftlicher Beziehung ein fürchterlicher Dilettant, der weder für die anthropologischen Voraussetzungen seiner Thesen noch für deren historische Anwendung die fachliche Kompetenz besass. Seiner Oberflächlichkeit verdanken wir den Begriff des „Ariers“, der eine anthropologische Unmöglichkeit ist, da er ausschliesslich in die Sprachwissenschaft gehört (und nach dem Ergebnis der letzten Forschungen des Linguisten N. Trubezkoi nicht einmal dort festes Heimatsrecht besitzt), da die früher als sicher geltende Annahme einer einstigen arischen Ursprache seit der Entdeckung der tocharischen und hethitischen Sprachen unbeweisbar geworden ist. Gobineau bekennt selbst, dass der Inhalt seiner Rassentheorien nicht in letzter Linie den Ausdruck seiner persönlichen aristokratischen Neigungen, seines Hasses gegen die Revolution von 1848 darstellt. Es bildet keine gute Empfehlung für die Rassentheorie, dass sie sich bis zum heutigen Tage nicht von einem Ahnherrn hat lossagen können, dessen wissenschaftliche Qualifikation mehr als zweifelhaft war. Freilich muss man zugeben, dass ein solcher Bruch unendlich schwierig sein würde, da wir den Nordismus vieler heutiger Rassenforscher in Gobineaus Verherrlichung der „germanischen“ Rasse und ihrer schöpferischen Überlegenheit über alle übrigen im Keime vorgebildet sehen.

Haben wir bereits an G o b i n e a u s Beispiel die enge Verbundenheit der Rassentheorie mit der Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts feststellen können, gegen die er eigentlich zu Felde zu ziehen beabsichtigte, so tritt dieser Zusammenhang noch wesentlich klarer hervor, wenn wir uns die wissenschaftliche Arbeit dreier grosser Naturforscher jener Zeit vergegenwärtigen, ohne die Gobineaus Auftreten niemals über den Rang eines blossen Aperçus hinausgegangen wäre. Diese drei Männer sind Charels D a r w i n, Gregor M e n d e l und Francis G a l t o n. So wie der Begriff

des Atoms erst nach der Erklärung der radioaktiven Erscheinungen aus einer blossen Fiktion zu einer wissenschaftlichen Realität geworden ist, so vermochte sich der Begriff der Rasse vom Stigma des Mythologismus und der Willkür erst dann zu reinigen, als die Begriffe der Erbllichkeit, der Selektion und der geschlechtlichen Zuchtwahl sich endgültig konstituiert hatten. Das Jahr 1859, in welchem Darwins bekanntes Werk über die Entstehung der Arten das Licht der Welt erblickte, kann hier in der Tat als epochemachend gelten. S p e n g l e r weist treffend darauf hin, dass im gleichen Jahre auch M a r x e n s Werk „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ sowie W a g n e r s Musikdrama „Tristan und Isolde“ erschienen sind. (Gleichzeitig ist dieses Jahr ein grosses Philosophen-Geburtsjahr: Bergson, Husserl, Dewey, Alexander, Meyerson und Kozlowski sind in ihm geboren). M a r x stellte die bisherige wirtschaftliche Ordnung in Frage, W a g n e r löste in der Musik seines unsterblichen Werkes den Begriff der Tonart auf und verkündet in der dichterischen Fabel die Emanzipation der Liebe von allen gesellschaftlichen Rücksichten, D a r w i n endlich vernichtete die alte Lehre von der Konstanz der Arten und erschütterte durch seinen Begriff des „Kampfes um Dasein“ (*struggle for life*) die Grundlagen der christlich-humanitären Ethik.

Die Entwicklung der Rassentheorie ist nur von Darwin selbst wie von den seine Lehre vielfach modifizierenden Darwinisten und Neodarwinisten stark beeinflusst worden. „Kampf ums Dasein“ als formendes Prinzip der Natur, als *causa formans* der Arten, dieses Prinzip schien eine kämpferische Einstellung der menschlichen Gruppen gegeneinander nicht nur zu rechtfertigen, sondern als Voraussetzung des Lebens schlechthin direkt zu verlangen (*Pòlemos pàter pàntan*, „der Krieg ist der Vater aller Dinge“, sagte bereits Herakleitos). „Selektion“, „Auslese“, das hiess, dass eine Rasse schon durch das blosses Faktum ihres Daseins als gut erwiesen sei, und dass es lediglich darauf ankomme, das, was die Natur vollkommen geschaffen habe, nicht durch die künstlichen Bedingungen des menschlichen Zivilisationslebens zu verderben. Der Begriff der „geschlechtlichen“ Zuchtwahl schien den einzigen Weg zu weisen, auf welchem — wenn überhaupt — eine Ergänzung der segensreichen selektiven Tätigkeit der Natur erstrebt werden könne, nämlich durch planmässige Paarung der tüchtigsten Individuen eine immer vollkommenere, immer besser den Daseinsbedingungen angepasste Art zu züchten. Eine Aufforderung zu einem solchen *corrigere la nature* schien in dem von D a r v i n verkünde-

ten Prinzip der Deszendenz und Evolution beschlossen zu liegen. Im Gegensatz zu G o b i n e a u ist D a r w i n ein entschiedener Progressist, und dieser sein Progressismus wahr wohl die Hauptursache, warum seine Lehre soviel Anhänger auch in linken Kreisen gefunden hat, obgleich das Prinzip der Selektion mittels Daseinskampfes (wie der grosse russische Sozialist N. G. Č e r n y š e v s k i j sehr früh behauptet hat) für alle sozialistisch gefärbten Richtungen sehr bedenklich war. Bereits die ursprüngliche Lehre Darwins (um von den Exzentritäten der Darwinisten und Neodarwinisten zünächst nicht zu reden) ist wiederholt scharfer Kritik unterzogen worden. Wir können nicht nachdrücklich genug betonen, dass eine sachliche Kritik der heutigen Rassentheorien in erster Linie mit einem genauen Studium dieser Polemiken gegen Darwin und die Darwinisten zu beginnen hat; sonst bleibt sie schlecht ausgerüstet und wird sich mit der Polemik gegen Zufallsercheinungen begnügen, statt zum Kern der Dinge zu gelangen. Künstliche Unterstützung der Selektion — das ist der gemeinsame Nenner aller heutigen rassistischen Forderungen, soweit sie überhaupt eine wissenschaftliche und nicht bloss eine tagespolitische Grundlage haben. Eine wirksame Kritik des Selektionsbegriffes bildet also den ersten und wichtigsten Schritt zu einer wirksamen Kritik der Rassentheorien. Das hat in feiner Weise schon längst T. G. M a s a r y k beobachtet, der aus Darwins Lehre den Evolutionismus übernahm, aber die Selektion und den Grundsatz des Daseinskampfes ablehnte. Aus der deutschen antidarwinistischen Literatur möchte ich an erster Stelle Hans D r i e s c h's *Philosophie des Organischen* sowie die ebenso treffsichere wie vornehme Polemik des berühmten Biologen Oskar H e r t w i g *Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus* (Jena 1921) zitieren. An Driesch hat seine Kritik des Darwinismus auch Emanuel R á d l in seinem deutschgeschriebenen Werke *Geschichte der biologischen Theorien* angeknüpft. Auch die polemische Schrift des Münchener Professors der sozialen Hygiene Ignaz K a u p *Volkshygiene oder selektive Rassenhygiene* (Leipzig 1922) bietet wertvolle Hinweise, und noch das Herbstheft 1933 der *Kant-Studien* brachte einen höchst interessanten Aufsatz von Armin M ü l l e r, *Die Überwindung des Utilitarismus in der Biologie der Gegenwart*, welcher in Anknüpfung an Gedanken des Münchener Biologen Edgar D a c q u é und unter Innehaltung rechtsgerichteter idealistischer Grundüberzeugungen den Selektionismus bekämpfte. Den Kern aller dieser kritischen Erwägungen bildet der Gedanke, dass

das Prinzip der Selektion die Tatsache der Evolution (Höherentwicklung) nicht zu erklären vermag, weil im „Daseinskampfe“ die sog. niederen Arten sich besser behaupten als die „höheren“, und dass man infolgedessen ein besonderes Formungsprinzip in der Natur anzunehmen habe, ein eigen-gesetzliches Prinzip der Schaffung immer neuer, reicherer und komplizierterer Formen (ein Einfluss von B e r g s o n s Idee einer durch den über der mechanistischen Weltordnung stehenden *élan vital* inspirierten *évolution créatrice* auf diese deutschen Kritiker des Darwinismus ist nicht zu verkennen, vergleiche auch S i m m e l s von B e r g s o n angeregte Idee der „Selbsttranszendenz“ des Lebens, die darin bestehe, ständig „Mehr-Leben“ und „Mehr-als-Leben“ zu schaffen). D r i e s c h weist auch auf die Widersprüche hin, zu welchen der Selektionismus z. B. bei der Untersuchung der Regenerationsfähigkeit einzelner Gattungen gelangt. H e r t w i g führt aus, dass der vorzeitige Tod des Individuums, sein Nichtbestehen im „Daseinskampfe“, vielfach lediglich auf die Tatsache seiner Jugend zurückzuführen ist und mit seinem inneren Wert oder Unwert nichts zu schaffen hat. H e r t w i g als Biologe und K a u p als Hygieniker betonen die Bedeutung des Milieus, also der Erziehung und der sozialen Verhältnisse, und deren direkte Einwirkung nicht nur auf das Individuum, sondern auch auf die Art, die an sich nichts Eindeutiges sei, sondern die verschiedensten Möglichkeiten in sich schliesse, die erst im Einklang mit der konkreten Umgebung und deren Einflüsse ihren endgültigen Ausdruck fänden.

Charles D a r w i n selbst kann — bei allen Mängeln seines Systems — nicht als starrer Dogmatiker bezeichnet werden: der Evolutionismus, den er übrigens nicht erfunden, sondern von dem grossen französischen Naturforscher L a m a r c k übernommen und nach den Bedürfnissen der Selektionstheorie umgestalter hat, bedeutete im System eine Lücke, die dessen Zusammenfügung zu einem vollkommenen Ganzen unmöglich machte. Diese Lücke ist erst durch den Neodarwinisten W e i s m a n n und seine Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas geschlossen worden. Diese These bedroht die Biologie und Anthropologie mit dem gleichen hoffnungslosen Determinismus, ja Fatalismus, wie die Lehre von der Konstanz der Energie die Geschichtsphilosophie. Nach beiden Doktrinen zehrt der Entwicklungsprozess von einem Kapital, das keinesfalls vermehrt werden kann, sondern vielmehr von der Gefahr eines ständigen Schwindens bedroht ist, sei es durch das physikalische

Geschehen im bereits erwähnten Sinne der Entropie sei es durch biologische Entartung bezw. — um den neodarwinistischen *terminus technicus* zu verwenden — durch „Kontraselektion“ (Gegenauslese). Weismanns Theorie bestreitet den Einfluss irgend welcher historischer Tatsachen auf die Art mit alleiniger Ausnahme des Augenblickes der Befruchtung. Jedes Individuum ist der Träger eines unsterblichen (allerdings nicht untötbaren) und unveränderlichen Keimplasmas, und es kommt ganz und gar nicht darauf an, welches ansonsten seine Erlebnisse oder Schicksale waren. Aus Darwins Evolutionismus wurden alle lamarckistischen Beimischungen herausgestrichen; Lamarcks Idee der „Erblichkeit erworbener Eigenschaften“ wurde als Aberglaube auf den Schindanger der Wissenschaft geworfen und gleich den alten Ideen der „Lebenskraft“ und der Urzeugung zum dauernden Vermodern verurteilt. Bestritten wurde nicht nur der Einfluss der Kultur, sondern auch der des natürlichen Milieus auf die Entwicklung des Keimplasmas. Es wurde für gleichgültig erklärt, ob Männchen A sich mit Weibchen B in Skandinavien oder in Zentralafrika paarte, ob ihr Leben sich in einem stickigen Keller oder in einem weitläufigen Palast abspielte. Eine Verbesserung der Art durch eine dem biologischen oder kulturellen Geschehen innewohnende evolutive Kraft galt als völlig ausgeschlossen; als einziger Weg, der vielleicht zu einer relativen Vervollkommenung führen könnte, blieb die Selektion, die geschlechtliche Zuchtwahl, die wechselseitige Befruchtungsverschmelzung von Trägern nur des besten Keimplasmas. Den Einwand, dass die Entwicklung des Menschen vom primitivsten Stumpfsinn zur heutigen Vernünftigkeit durch blosse Selektion einfach nicht erklärt werden kann, weil der Urmensch auch nicht im Keime die heutige menschliche Intelligenz erkennen lässt, fertigte der Neodarwinismus damit ab, dass er diese Erscheinungen als rätselhafte „Mutationen“ bezeichnete, für welche die Laboratoriumsarbeit keinerlei Belege zu erbringen vermöge. Ernster rechnete der Neodarwinismus mit *negativen* Abweichungen von der Konstanz des Keimplasmas. Durch Vergiftung der sich begattenden Individuen etwa mittels Alkohols liess sich künstlich eine „Blastophthorie“ d. i. Keimverderbnis erzeugen, die ihrerseits wiederum erblich war und erst mit grosser Anstrengung nach einigen Generationen beseitigt werden konnte. Es ist klar, dass dieser Neodarwinismus, welcher günstige Variationen als unsicher und unwahrscheinlich erklärte, die Möglichkeit ungünstiger Variationen aber akzeptierte und mit aller wissenschaftlichen Ge-

naugigkeit bewies, den geeignetsten Nährboden für Kulturpresimismus, für panische Angst vor wirklicher oder möglicher Entartung und für lästerlichen Unglauben an die Lösung des kulturellen Fortschrittes darstellt. Dergestalt hat sich die progressistische Lehre D a r w i n s durch einen dialektischen Sprung ins gerade Gegenteil verkehrt.

Aber die Theorie von der quasi-mathematischen Determiniertheit der Entwicklung der Art erhielt Verstärkung noch von anderer Seite her. Wir haben die sog. Mendel'schen Regeln im Sinne. Wie der Neodarwinismus, so ist auch der Mendelismus ein Kind des Laboratoriums und des Experimentes. Das heisst, dass auch dieser Eckstein der heutigen Rassen-theorien seine Grundlegung der für das verflossene Jahrhundert so charakteristischen Überzeugung verdankt, dass das künstlich herbeigeführte Experiment uns mehr zu sagen habe als die Wirklichkeit. Bekanntlich betrafen die Mendel'schen Versuche die Kreuzung verschiedener (insbesonderer weiss- und rotblühender) Erbsenarten und hatten das Ergebnis, dass durch Kreuzung eine gemischte Rasse nur auf Zeit zustandekommt, während bereits in der dritten Generation das Gemisch sich wiederum zurücksplaltet, und zwar nach einer genauen ziffernmässigen Proportion (3. Generation: 1 rot, 1 weiss, 2 gemischt d. h. rosa), und dass auch in den nachfolgenden Generationen sich neben dem gemischten Typ Vertreter des reinen Typs der ursprünglich sich kreuzenden Arten vorfinden. Hieraus ergab sich, dass gleichzeitig mit der Mischung der Typen auch eine Entmischung wirksam ist, und man vermochte weiter festzustellen, dass dieser Entmischungsprozess durch Selektion unterstützt werden könne. Diese Erkenntnis gewann in der Folgezeit höchste Bedeutung für die Verfechter der rassischen Reinheit. Die Genauigkeit des zahlenmässigen Verhältnisses zwischen gemischter und reiner (oder richtigen entmischter) Nachkommenschaft verleitete zu der Annahme, dass die gemischten Typen überhaupt keine organische Einheit, sondern ein rein mechanisches Gemisch darstellten. Dieser atomistische Mechanismus erreichte weiterhin phantastische Ausmasse, als in den Keimzellen die sog. *Chromosome* entdeckt wurden und als sich herausstellte, dass diese die Träger der *Gene* d. h. der hypothetischen Ureinheiten der Erblichkeit seien. Der reine Mendelismus kennt das Schreckgespenst der Degeneration nicht: die gemischten Typen, wofern sie nur von gleichwertigen Ahnen abstammen, sind ebenso lebensstüchtig und fruchtbar wie die reinen; dafür aber entdeckte der Mendelismus ein neues Schreckgespenst, welches nicht minder als der Neodarwinismus kul-

turelle Hypochondrie hervorzurufen geeignet war, und zwar den Begriff der *rezessiven Erbanlage*. Der entmischte Typ bedeutet für die Vererbung nicht dasselbe wie der ursprüngliche reine: eine von einem Gemisch roter und weisser Erben abstammende rote Erbse kann weisse Nachkommen haben, d. h. Trägerin einer latenten Erbanlage der Weisse sein. Eine solche latente und erst wieder in den Nachkommen manifest werdende Erbanlage trägt die Bezeichnung „*rezessiv*“ (Gegensatz: „*dominant*“). Es zeigte sich, dass der Begriff der Rezessivität eine bedeutsame Rolle auch in der menschlichen Erblehre spielt; klar ist indessen, dass dieser Begriff ebenso gefährlich wie wichtig ist. Er kann dazu führen, dass das an sich vollkommenste Individuum einer rezessiven schlechten Erbanlage verdächtigt wird. Hiernach könnte der edelste Jude Träger einer rezessiven Anlage zum Wucherer sein, der begabteste *Brachycephalus* („Kurzschädel“) Träger des der sog. alpinen Rasse zugeschriebenen Knechtessinns oder ihrer Passivität, der zivilisierteste braun- oder schwarzhäutige Gentleman der rezessive Träger eines virtuellen Kannibalismus. Umgekehrt vermag die Lehre von der absoluten Superiorität und ausschliesslichen Schöpferkraft der sog. nordischen Rasse ohne viel Mühe überall da, wo keine Spur der nordischen rassischen Kennzeichen (insbes. Langschädlichkeit, Blondhaarigkeit, Blauäugigkeit) zu finden ist, das Vorhandensein rezessiver nordischer Anlagen zu behaupten, und dies um so leichter, als die drei genannten Hauptkriterien der nordischen Rasse in der Tat samt und sonders rezessiv sind, d. h. in der äusseren Erscheinung (*dem Phänotypus*) bei der Paarung mit einem kurzschädlichen, dunkelhaarigen, dunkeläugigen Partner die Tendenz zeigen, überdeckt zu werden, und gemeinhin nur dann sichtbar werden, wenn der kurzschädliche, dunkelhaarige, dunkeläugige Zeugungspartner seinerseits bereits Träger rezessiver nordischer Eigenschaften ist. So richtig diese theoretische Überlegung ist, so wahr ist es, dass der Begriff der rezessiven Erbanlage den hemmungs- und bodenlosesten Geschichtsklitterungen Tür und Tor geöffnet hat und die Fanatiker der nordischen Rasse ihre Idole in Zeiten, Räumen und Rollen suchen lässt, in denen sie nach allen wirklichen historischen Zeugnissen niemals aufgetreten sein können. So bildet der Begriff der rezessiven Erbanlage die Hauptquelle der Unrichtigkeiten und mehr oder minder bewussten Täuschungen im Mendelismus und mendelistischen Rassismus, jedoch nicht die einzige. Die Mendelisten lieben es, die unbestreitbare Tatsache zu übersehen, dass die Mendel'schen Regeln mit mathemati-

scher Genauigkeit nur für verhältnismässig niedrigstehende Geschöpfe gelten und desto unsicherer werden, je höher wir auf der Stufenleiter der Lebewesen hinaufsteigen. Dasjenige Lebewesen, bei welchem wir diese Regeln am allgeräuesten belegen können, ist die Obstfliege (*Drosophila ampelophila*). Beim Menschen ist die Anwendung der Mendel'schen Regeln schon dadurch erheblich erschwert, dass hier in der Regel nur eine zahlenmässig beschränkte Nachkommenschaft vorhanden ist, die nicht alle rechnerisch möglichen Kombinationen erschöpft, und weiterhin dadurch, dass die Anzahl der Vergleichskriterien (wie auch der Chromosome) eine unendlich viel grössere ist als bei der Erbse oder der Obstfliege. Die systematischste Untersuchung menschlicher Mischlinge ist eine Arbeit von Eugen Fischer (seit 1933 Rektor der Universität Berlin) über die Rehoboter *Bastaards* in Südwestafrika, d. h. über eine Mischung aus zwei besonders heterogenen Stämmen, dem holländisch-burischen und dem hottentottischen. Nur eine relative Gültigkeit der Mendel'schen Regeln vermochte Fischer in diesem Falle festzustellen, und diese bezog sich lediglich auf die äusseren Eigentümlichkeiten, wogegen die Psyche der Mischlinge eher als ganz neu- und eigenartig zu bezeichnen war. Die Erbllichkeit nach den Mendel'schen Regeln ist beim Menschen für eine bestimmte Anzahl krankhafter Anlagen wie *Daltonismus* (Farbenblindheit), *Hämophilie* (Bluterkrankheit), *Diabetes* (Zuckerkrankheit) u. a. m. festgestellt (hinsichtlich des Krebses ist sie bis heute strittig). Auf diesem Gebiete leistet verdienstliche Arbeit namentlich der Münchener (später Berliner) Professor Fritz Lenz, der allerdings zu einer einseitigen Überschätzung seines Prinzips neigt: so führt er z. B. das Erkranken an Infektionskrankheiten in erster Linie auf eine erbliche, angeblich ebenfalls den Mendel'schen Regeln folgende Disposition zurück, was eine offensichtliche Übertreibung ist, um von Lenz'ens fanatisch einseitigen Vorschlägen zur praktischen „Rassenhygiene“ noch gar nicht zu reden. Lenz stellt den charakteristischen Typus eines verrannten Spezialisten dar; seine mathematische Logik und sein unzweifelhaft grosser Vorrat an positiven Kenntnissen machen ihn zu einem der bedeutendsten Vertreter der Rassentheorie überhaupt. Von seinen praktischen Forderungen wird in der Folge noch die Rede sein. Uns bleibt nichts übrig als immer und immer wieder zu betonen, dass der Mensch gewisslich auch den Gesetzen der Mechanik unterliegt und doch mehr ist als ein blosser Mechanismus, dass er den Gesetzen der Chemie unterliegt und doch mehr ist als ein chemischer Prozess, dass er den Gesetzen

der allgemeinen Physiologie unterliegt und doch mehr ist als ein blosses physiologisches Phänomen. So unterliegt er in gewisser Beziehung, namentlich in Ansehung der Erbllichkeit bestimmter körperlicher Kennzeichen, auch den Gesetzen des Mendelismus und ist doch unendlich mehr als das blosses Resultat mendelistischer Kombinationsrechnungen. Gerade bei den spezifisch menschlichen Eigenschaften ist der Nachweis des Einflusses der mendelistischen Regeln fast unmöglich. Diesen Nachweis hat erstmalig Darwins Vetter, Francis Galton, in seinem Werke *Hereditary Genius* („Erbliches Genie“) versucht.

Der Schritt, den Galton tat, bedeutete den Angriff des mathematischen Determinismus auf die eigentlichste Domäne menschlicher Eigenart, auf das geistige Leben. Auch hier sollte die Möglichkeit spontaner Urzeugung ausgeschlossen werden, aus hier sollte die unerbittliche Losung gelten *ex nihilo nihil fit* („aus Nichts wird Nichts“), auch hier sollte das Gesetz von der Konstanz der Energie *alias* Konstanz des Keimplasmas mit seiner ständigen Drohung des Unterganges durch Entropie in Kraft bleiben.

Jetzt nach über vierzig Jahren können wir wohl sagen, dass dieser Versuch in der wesentlichen Frage gescheitert ist. Dass der Mensch auch in seinen höchsten Funktionen bedingt ist, könnte nur ein Narr bestreiten wollen; in Wahrheit aber handelt es sich um die Rettung gerade jenes Restes, der bei allen den Menschen betreffenden Berechnungen immer bleibt, zum Unterschiede etwa von der klassischen Mechanik, wo auch nicht der kleinste Rest bleibt und *ex definitione* nicht bleiben kann. Dieser Rest ist aus den Berechnungen Galtons und seiner zahlreichen Anhänger bis heute nicht verschwunden. Bewiesen ist nur, dass sehr viele begabte und geniale Menschen begabten Familien entstammen, wobei es häufig vorkommt, dass lediglich die Tatsache der Begabung in der Familie verharret, nicht aber ihre spezifische Art. Völlig offen bleibt die Frage: woher kommen jene hochbegabten Menschen und Genies, die immer von neuem aus den Tiefen der Völker aufsteigen, aus den Sphären derjenigen, die weder ein Besitz- noch ein Bildungsprivileg genossen haben?

Warum haben die Anlagen, die in ihnen plötzlich in Erscheinung treten, so lange in einer ganzen Reihe von Ahnen geschlummert, wenn sie dort schon vorhanden waren, wenn wir glauben sollen, dass sie nichts seien als deren Vermächtnis? Warum geht durch Völker, welche ganze Jahrhunderte lang für die Weltkultur nichts oder wenig bedeuteten, plötz-

lich ein grosses Aufwachen, so dass sie in siegreichen Wettbewerb mit den stolzen Erben alter Kulturtraditionen zu treten vermögen? Wie kann man es erklären — so fragt einer der gescheitesten Kritiker der Rassentheorien, Friedrich Hertz — dass Genies in der Kulturgeschichte gemeinhin in ganzen Gruppen auftreten, während sie in anderen Epochen fast völlig fehlen? Wie soll man sich all das verständlich machen, wenn man die Voraussetzung gelten lässt, dass die Genialität nur von der individuellen Erbanlage abhängt und nicht etwa auch von sozialen und kultursoziologischen Bedingungen, die zeitweise das Auftreten genialer Persönlichkeiten geradezu gebieterisch erfordern und zu anderer Zeit solche wiederum nicht zu ertragen vermögen? Wie ist ferner das Faktum zu erklären, dass mit dem Erscheinen eines wirklichen Genies die Begabung einer Familie in der Regel erschöpft ist, so dass die Nachkommenschaft genialer Menschen sich nur in Ausnahmefällen über das Durchschnittsmass erhebt? Hier, wo die Mittel der Laboratoriumsexperimente versagen, erkennt man am besten die Grenzen der Erblichkeitslehre und die Gefahren ihrer Übertreibung. Ihre vorbehaltlosen Anhänger verfallen gerade in dieser Frage in unsympathische Rabulistik: sie führen z. B. Statistiken an, nach denen die Kinder vermögender Leute in den Schulen durchschnittlich bessere Zeugnisse erhalten, und deduzieren, dies sei nichts weiter als natürlich, denn auch solche Eltern, die ausser ihrem Reichtum keinerlei Vorzüge aufzuweisen haben, mussten grössere Intelligenz aufwenden, um überhaupt in reiche Kreise hineinzugelangen und dort eine vorteilhafte Ehe eingehen zu können: *summa summarum*, bei Kindern reicher Leute ist stets eine grosse Chance gegeben, dass sie so oder so von besserer Rasse sind als die Kinder der Armen! Hier kann man freilich schwer überhören, dass das Wort *Rassentheorie* sich im Deutschen auf *Klassentheorie* reimt, und dass bestimmte Schlüsse der Erblichkeitslehre allzu vollkommen mit den Interessen der besitzenden Klassen zusammenfallen.

Ich hoffe, dass meine Kritik des Darwinismus, Mendelismus und Galtonismus niemanden darüber im Zweifel gelassen hat, dass wir es bei alledem hier mit sehr ernsthaften wissenschaftlichen Theorien zu tun haben. Und wir müssen sagen, dass ihre grösste Gefahr nicht in der eigenen Einseitigkeit, sondern in der Tatsache besteht, dass sie ganz oder teilweise von absoluten Dilettanten ausgeschlachtet wurden. Der verderblichste unter ihnen war ein deutscher Schriftsteller englischer Herkunft, Houston Stewart Chamberlain, dessen *Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts* seit

ihrem Ersterscheinen vor nunmehr vierzig Jahren sich andauernder Beliebtheit bei einer zahlreichen deutschen Leserschaft erfreuen.

Wir haben bisher absichtlich das antisemitische Element der deutschen Rassentheorie beiseite gelassen, weil eine wissenschaftliche Analyse nicht mit der Beschreibung der auffälligsten äusseren Erscheinung, sondern mit der Untersuchung der die Entwicklung dieser Erscheinung erst ermöglichenden grundsätzlichen Voraussetzungen zu beginnen hat. In der Tat ist Chamberlain nicht der erste systematische deutsche Antisemit. Bekanntlich hat sein Schwiegervater Richard Wagner bereits i. J. 1850 in seiner Broschüre *Das Judentum in der Musik* den Rassenkrieg gegen das Judentum eröffnet. Wagner formulierte seinen Antisemitismus erstmalig in einer Zeit, wo er zu der künstlerischen Theorie gelangt war, den einzigen würdigen Gegenstand grosser Kunst bilde der Mythos, die Welt des Urwesentlichen. So sehen wir also auch in diesem Falle eine Verbindung rassistischer Gedanken mit dem Primitivismus. Übrigens meinte Wagner, dass die Juden sich freiwillig ihrer Nationalität entäussern könnten, und betrachtete deshalb ihre rassische Eigenständigkeit eher als Ausdruck bösen Willens denn als unausweichliches Ergebnis natürlicher Bedingungen. Wagner hielt an seinen rassistischen Prinzipien, zuletzt unter dem persönlichen Einfluss Gobineaus, bis an sein Lebensende fest (vgl. seine Spätschrift „Ausführungen zu *Religion und Kunst*“), die Öffentlichkeit aber war nicht geneigt, diesem Epiphänomen in der Wirksamkeit des Meisters grosse Bedeutung beizumessen. Viel tieferen Einfluss übte der Theologe und konservative Politiker Paul de Lagarde aus. Seinen Ausgangspunkt bildet offenbar ein Widerwille gegen das Studium des Alten Testaments: er sieht in ihm nicht etwa ein *document humain*, dem *nihil humani alienum* („nichts Menschliches fremd“) sei, von den niedrigsten Gelüsten bis zur erhabensten Ekstase, sondern er empört sich wie ein rechter Spiesser gegen die Tatsache, dass das Alte Testament sich nicht ausschliesslich aus erbaulichen Predigten zusammensetzt, und beschimpft die Juden als moralisch verkommenes Volk, weil sie in ihre heiligen Bücher so viel Allzumenschliches hineingelassen hätten. Auch Lagarde meint, die Juden seien ein Volk und nicht nur eine Religionsgemeinschaft, aber die Wurzel dieses Faktums sieht er in noch entschiedenerer Weise als Wagner in ihrem bewussten Willen („Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte“), und er hält eine Entnationalisierung der

Juden für möglich, wofern sie sich vom Geiste des Alten Testamentes lossagten. Der S t ö c k e r-Antisemitismus der 80er Jahre hatte rein wirtschaftliche Grundlagen und schuf keine bemerkenswerte Ideologie. Nach all diesen Vorgängern bedeutet C h a m b e r l a i n's Buch eine entscheidene Wendung des deutschen Antisemitismus zum Rassenmaterialismus.

C h a m b e r l a i n ging von zweierlei Voraussetzungen aus: die eine war geistiger Natur, es war die Kunst Richard Wagners, die andere dagegen von sehr irdischem und primitivem Charakter, es waren seine Erfahrungen mit Pferde- und Hundezucht in der englischen Heimat. An wissenschaftlicher Erkenntnis war ihm durchaus nicht gelegen. Das gestand er selbst ein, indem er die Wissenschaft für ein edles, aber gefährliches Spielzeug erklärte, welches durch seine ewige Unvollendetheit die Menschen beim Handeln hindere. C h a m b e r l a i n zeigt sich als echtes Kind seines 19. Jahrhunderts durch jenen leichtsinnigen Naturalismus, welcher wahllos die für das Gestüt geltenden Begriffe und Werte mit jenen vermengt, die einen Massstab für die gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung der Menschheit bilden sollen. Ein Tier von sog. edler Rasse, wie es künstlich und mit grosser Anstrengung gezüchtet wird, gilt doch in erster Linie nicht als biologisches oder gar psychisches Subjekt, sondern als Objekt, als Sache, als Ware, die einen höheren Wert oder richtiger gesagt Preis deshalb hat, weil sie bestimmte Eigenschaften, an denen ein konkretes, sachliches Bedürfnis besteht, in Vollkommenheit entwickelt. Der innere Wert ist gleichgültig: H e r t z hat mit vollem Recht darauf hingewiesen, dass viele Exemplare von sog. edler Rasse vom Standpunkt einer rein biologischen, nur den Inbegriff der Lebenskraft und die gesamte Lebensfähigkeit ins Auge fassenden Diagnose als Degenerationserscheinungen zu bezeichnen sind—man vergleiche nur die grossartige Gestalt eines wilden Ebers mit einer fragilen, in Fett förmlich ertrinkenden Yorkshire-Sau. Chamberlain benützt, freilich in seiner dilettantischen Manier, auch die Ergebnisse der mittlerweile mächtig entwickelten vergleichenden Anthropologie. Der schwedische Forscher Anders R e t z i u s hatte i. J. 1845 den Begriff des *Schädel- und Gesichtsindex* geschaffen. Insbesondere der erstere, der Schädelindex sollte im Laufe der Zeit eine ganze Scholastik ins Leben rufen; vielleicht ist keiner anderen ziffernmässigen Angabe, nicht einmal dem Hirngewicht, bei der Erforschung des Menschen eine derartige Bedeutung beigemessen worden wie

der genannten Ziffer, welche in Prozenten das Verhältnis der Breite des Hinterhauptes zur Länge ausdrückt. Ist diese Ziffer geringer als 75, so sprechen wir von *Dolichocephalie* (Langschädlichkeit), in extremen Fällen von *Hyperdolichocephalie* (Überlangschädlichkeit), ist sie höher als 80, so reden wir von *Brachycephalie* (Kurzschädlichkeit) bzw. *Hyperbrachycephalie*, bei Ziffern zwischen 75 und 80 von *Mesocephalie* (Mittelschädlichkeit). Beim GesichtsindeX ist das Prinzip umgekehrt: ein niedriges Gesicht (*Chamäprosopie*) hat eine kleine Indexziffer, ein schlankes Gesicht (*Leptoprosopie*) eine hohe. Insbesondere der französische Forscher *D e n i k e r* hat um die Jahrhundertwende ein subtiles System dieser Kriterien entwickelt; aber die gewissenhafte Arbeit *D e n i k e r*'s mit ihren feinen Unterschieden vermochte einen *C h a m b e r l a i n* viel weniger zu verlocken als die tendenziöse Fortsetzung, welche sie durch einen anderen französischen Forscher erfuhr, der halb Wissenschaftler und halb Dilettant war: *V a c h e r d e L a p o u g e* (von Wilhelm II. als grösster Franzose der Neuzeit bezeichnet). *L a p o u g e*, der ursprünglich mit *G o b i n e a u*'s Thesen überhaupt nicht bekannt war, gelangte zur Überzeugung, dass das schöpferische Element in jedem Volke, also auch bei den Franzosen, durch die dolichocephale Rasse verkörpert sei. Diese Bevorzugung der dolichocephalen Rasse übernahm *C h a m b e r l a i n*, indem er gleichfalls nach *L a p o u g e*'s Vorgang die dolichocephale Rasse mit der „germanischen“ oder allgemein „arischen“ gleichsetzte, die selektionistischen Gedanken *L a p o u g e*'s jedoch überging. *C h a m b e r l a i n* hätte sich schon damals bei Kennern darüber informieren können, dass die Dolichocephalie kein ausschliessliches Besitztum der Germanen ist, dass eine „germanische“ Rasse genau so wenig existiert wie eine „arische“ (beide Begriffe gehören, wie schon oben erwähnt, ausschliesslich in die Linguistik, nicht in die Anthropologie), aber einer solchen kritischen Genauigkeit wich er instinktiv aus, übernahm vielmehr nur die einfachsten Kriterien, Dolichocephalie, Blondhaarigkeit und Blauäugigkeit (in seiner blumigen Sprache Sonnenhaarigkeit und Himmelsäugigkeit) und durchschnitt dreist den gordischen Knoten mit der Erklärung, die Anthropologie sei viel zu kompliziert, um die Frage, was Rasse und was Arier sei, überhaupt klar beantworten zu können, das sei weit eher eine Angelegenheit des Gefühls und des Willens. Der Mensch habe ein untrügliches Gefühl dafür, was ein Arier sei, und was der böse Feind, der „Semit“ (wieder ein linguistischer statt eines anthropo-

logischen Begriffes!), im übrigen würden die edlen Rassen im Verlauf der Geschichte durch absichtlichen menschlichen Willensentschluss geschaffen, worauf allerdings in der Folge die Reinheit der Zucht aufrechtzuerhalten sei. Durch diesen logischen Sprung verlieh C h a m b e r l a i n dem Wort „Rasse“ einen neuen Sinn und entfernte sich erheblich von seiner ursprünglichen naturalistischen Basis. Rasse als mögliches Ergebnis spontaner menschlicher Entscheidung: das bedeutet schon eine Wendung zum Indeterminismus, das kündigt die spätere dynamische Rassenauffassung eines M o e l l e r v a n d e n B r u c k („Rasse ist nicht. Rasse wird“) und verwandte Gedanken O s w a l d S p e n g l e r s an, das ist auch schon gar nicht mehr so weit von O t h m a r S p a n n ' s *Volkstums*-Begriff. Diese neue Färbung des Rassenbegriffe bei C h a m b e r l a i n enthält also Keime bedeutsamer Zukunftsmöglichkeiten, bildet aber gleichzeitig die Quelle aller möglichen subjektiven, psychologischen und objektiven Unwahrhaftigkeiten (von sachlichen Unrichtigkeiten gar nicht zu reden) in C h a m b e r l a i n ' s eigenem Werk. Es kann an dieser Stelle einer ausführlichen Widerlegung von C h a m b e r l a i n ' s Phantasien über Rassenmischung als einzige Ursache von Zerrüttung und Untergang des römischen Reiches, von der Unmöglichkeit der „semitischen“ Abstammung J e s u, von der rassischen Überlegenheit der reinrassigen *Sephardim* über die gemischtrassigen *Aškenazim*, von der Unbegabtheit des Jüdischen Volkes zu Philosophie und Kunst, ja selbst zu wirklicher Religiosität usw. nicht Raum gegeben werden. Trotz all dieser Unmöglichkeiten hat C h a m b e r l a i n ' s Buch den politischen und gefühlsmässigen Antisemitismus stärker beeinflusst als irgend ein anderes, auf wirkliche wissenschaftliche Anthropologie oder Erblichkeitslehre gestütztes Werk. Den Begriff „Arier“ verteidigte C h a m b e r l a i n bis an sein Lebensende (1927), auch als sich seine anthropologische Unsinnigkeit längst herausgestellt hatte. Noch im Weltkriege veranstaltete er eine zweite Auflage seines Schriftchens *Arische Weltanschauung*, in welchem wenn auch unwillkürlich bereits der Einfluss des *Nordismus* zu spüren ist, jener Richtung, die nicht von anthropologisch unhaltbaren Begriffen wie „Arier“ oder „Germane“ ausgeht, sondern vom anthropologisch richtigen Begriff der *nordischen Rasse*, welcher richtige Ausgangspunkt freilich das Fortschreiten zu phantastischen Deduktionen nicht verhütet. Nach dem Antisemitismus hat sich C h a m b e r l a i n auch den Antialpinismus (vgl. hierzu unsere obigen Darlegungen über

rezessive Erbanlage) zu eigen gemacht; um hierbei mit seiner ursprünglichen „arischen“ Theorie nicht in Widerstreit zu geraten, verkündete er, die alpine Rasse sei die vorarische Urrasse Europas, die in der Folge von der arisch-nordischen Rasse unterjocht worden sei, sich indessen durch grössere Fruchtbarkeit gerächt habe und nunmehr wieder ihren ursprünglichen, nichtarischen, eher mongolischen Typ zu erkennen gebe.

Etwa gleichzeitig mit Chamberlain's *Grundlagen* unternahmen auch andere Dilettanten ihre Einbrüche in das Gebiet der differentiellen Anthropologie. Neben dem bereits erwähnten Franzosen Lapouge ist hier der Deutsche Otto Ammon zu nennen. In seinen Schriften ist die Harmonie zwischen „Rassentheorie“ und „Klassentheorie“ besonders spürbar. Die soziale Fürsorge, so führt Ammon aus, erhalte immer mehr und mehr die Schwächlinge am Leben, d. h. die Brachycephalen, wogegen die edle dolichocephale Rasse sich durch ihren Ehrgeiz und ihren Opfermut erschöpfe. So sei die natürliche Selektion aus dem Gleichgewicht gebracht, und wenn wir bei dem Unfug der sozialen Fürsorge auch weiterhin verharren wollten, so würden wir mit Sicherheit zu völliger Degeneration gelangen. Ammon steht bereits in grosser Nähe eines monströsen Falles wissenschaftlicher Bestialität, welchen sein Zeitgenosse, der Neodarwinist John Haycraft, geliefert hat. Haycraft erklärt die Seuchen, das soziale Elend und die Trunksucht als die grössten Wohltäter der Menschheit, da sie am sichersten die natürliche Elimination oder *negative Selektion* der physisch und moralisch Schwachen förderten und ihre Vermehrung verhinderten. (Einen Nachfahren Haycraft's bildet der Tscheche jüdischer Herkunft Lev Borsky alias Bondy, entlassener Diplomat und gescheiter politischer Tagesschriftsteller, der in seinen verantwortungslosen Mussestunden ein Traktätlein über „Führer und Verführer der Menschheit“ fabrizierte, in dem er das soziale Elend als Quelle der Volksvermehrung, Wehrhaftigkeit und der kollektiv-biologischen Volksjugend pries, Kultur und Philosophie, namentlich aber philosophische Staatsführung als „Alterserscheinungen“ und Vorboten des Volkstodes in Grund und Boden verdamnte.) Ähnliche Gedanken wie Ammon und Haycraft, freilich in wissenschaftlicherer und kritischerer Form, vertritt die sog. *Münchener rassenhhygienische Schule*, die sich gleichfalls um die Jahrhundertwende unter Führung der beiden Privatgelehrten Alfred Ploetz und Wilhelm Schallmayer gebildet hat. Die Grundlage ihrer Lehre stellt der

allerstrengste Selektionismus dar. Schallmayer und Ploetz haben den wichtigen Begriff der *Kontraselektion* („Gegenauslese“) definiert. Das Wesen der *Kontraselektion* besteht darin, dass die rassisch wertvollsten Elemente in soziale Bedingungen gelangen, welche ihnen eine den rassisch minderwertigen Schichten zahlenmässig gleiche Fortpflanzung unmöglich machen. Ein typisches Beispiel der *Kontraselektion* bildet das Zölibat der Geistlichkeit im Mittelalter, welches fast die ganze damalige Intelligenz zur Ehelosigkeit und damit zum Aussterben ihres geistigen Erbgutes verurteilte. Eine Kontraselektion finden wir in den Lebensbedingungen der heutigen Intelligenz, welche eine unverhältnismässig lange Berufsvorbereitung erforderlich machen, während welcher eine Verehelichung in der Regel ausgeschlossen ist, und alsdann die Aufrechterhaltung eines gewissen Lebensstandards bei vielfach beschränkten Einnahmen verlangen, wodurch eine erhebliche Geburteneinschränkung erzwungen wird. Eine Kontraselektion grössten Ausmasses bildet der moderne Massenkrieg, welcher gerade die gesündesten und opfermutigsten Männer der Gefahr massenweisen Verderbens aussetzt, während die kränklichen und feigen inzwischen ihre minderwertigen Anlagen ungestört weiter fortpflanzen können. Eine Kontraselektion ist möglich infolge der empfängnisverhütenden Mittel, da diese gewöhnlich von vernünftigen, ihrer Verantwortung für die Zukunft der Familie und ihres Nachwuchses bewussten Menschen angewendet werden, während ungebildete Leute, brutale Männer, Alkoholiker, schwachsinnige Frauen sich auch weiterhin in unbegrenzter Menge vermehren werden. Ein gewisser Unterschied zwischen Ploetz und Schallmayer ist darin zu finden, dass Ploetz „Rassenhygieniker“ im prägnanten Sinne war, nämlich an den unbedingten Vorrang jener dolichocephalen, blondhaarigen, blauäugigen Rasse mit konvexem Hinterkopf und scharf vorspringendem Kinn glaubte, für welche sich mehr und mehr die Bezeichnung *nordisch* durchgesetzt hat, während Schallmayer vor allem den Unterschied zwischen hoch- und minderwertigen Menschen überhaupt betont, mögen sie zu welcher anthropologischen Rasse auch immer gehören. Schallmayer verdammt den Nordismus sogar, da er in ihm eine Gefahr für die deutsche nationale Einheit erblickte. Übereinstimmen Ploetz und Schallmayer darin, dass sie die „Rassenhygiene“ für ein vordringliches Problem der heutigen sozialpolitischen Praxis erklären. Schallmayer hat in seinem grossen Werk *Vererbung und Auslese* das sozialpolitische Programm

der Rassenhygieniker bis in die konkretesten Details hinein entwickelt, wobei er — anders als etwa ein A m m o n — zu Schlüssen gelangte, die ihn in interessenmässig berührten Kreisen in den Geruch des Sozialismus brachten, verlangte er doch u. a. auch eine Einschränkung des Erbrechtes. Das Programm des Eheverbotes zwischen minderwertigen Individuen und ihrer zwangsweisen Sterilisierung ist bei Schallmayer schon völlig ausgebildet. Nur die letzte Grenze scheute er sich zu überschreiten: eine Beseitigung der Monogamie hielt er angesichts der europäischen Moralanschauungen für eine unmögliche und gefährliche Forderung. Der erwähnte L a p o u g e und späterhin auch der Prager Philosophieprofessor v o n E h r e n f e l s aber träumten davon, dass die Fortpflanzung nur einer ausgesuchten Elite von Männern erlaubt, dieser aber wiederum schrankenlose Polygamie gestattet werden solle. Der unglückliche Rest der Männlichkeit solle auf den unfruchtbaren Verkehr mit Hetären angewiesen bleiben. Schon vor dem Weltkriege bildete sich in Deutschland ein Verein mit Namen *Mitgardbund*, wo eine Elite von 100 Männern mit 1000 Frauen zusammenlebte, und wo eine jede Ehe nur bis zur Geburt eines Kindes aus der jeweiligen Kombination gültig war, so dass alle seelische und individuelle Kommunikation der geschlechtlichen Partner den ausschliesslichen Zielen der Menschenzüchtung geopfert wurde. P l o e t z bezeugt (vgl. *Kultur der Gegenwart*, Bd. *Anthropologie*, S. 605-606), dass neben dem *Mitgardbund* noch geheime Bünde zum Schutze der nordischen Rasse existierten. Das Interesse für die Tätigkeit der Münchener Schule begann sich zu steigern, als einige Jahre vor dem Weltkriege die Geburtlichkeit in Deutschland, die bis dahin sehr erheblich gewesen war (jährlich etwa 30 Geburten auf 1000 Einwohner) und die man mit besonderem Stolz dem „entarteten“ Frankreich entgegenzuhalten liebte, plötzlich stark zu sinken anfang. Das öffentliche Interesse betraf insbesondere die möglichen nachteiligen Folgen dieser Erscheinung für Deutschlands künftige Wehrhaftigkeit und internationales Prestige. Es ist bemerkenswert, dass in jenen Jahren auch die offizielle sozialhygienische Kapazität der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Prof. Alfred Grotjahn, sich stark den Gedankengängen der Münchener Schule annäherte. Er verwarf zwar den Nordismus und sagte statt „Rassenhygiene“ *Eugenik* oder *Fortpflanzungshygiene*, aber auch er war völlig besessen von der Angst vor einer Kontraselektion innerhalb des deutschen Volkes und seiner möglichen zahlenmässigen Schwächung nach aussen. Unermüdlich verkündete er die

Regel, jede Ehe habe wenigstens drei Kinder bis über das 5. Lebensjahr grosszuziehen, und „besonders rüstige Paare“ sollten einen Antrieb zur Erzeugung einer zahlreicheren Nachkommenschaft durch ein Versicherungssystem erhalten, dessen Kosten von alten Junggesellen, Kinderlosen und „unterfrüchtigen“ Ehepaaren aufgebracht würden. (Siehe insbes. G r o t j a h n's Schriften *Geburtenrückgang und Geburtenregelung* und *Die Hygiene der menschlichen Fortpflanzung*.) G r o t j a h n ist zwar ein Mendelist, die vergleichende Anthropologie aber vernachlässigte er bis zu dem Grade, dass er noch i. J. 1914, als das genaue Klassifikationssystem der Rassen durch D e n i k e r und seine Nachfolger längst ausgearbeitet war, ein differentiell-anthropologisches Urteil aussprach, in welchem er statt anthropologischer Termini einen soziologischen und zwei linguistische verwendete: er erklärte nämlich als die drei begabtesten Rassen der Welt die jüdische (zu allererst), die germanische und die romanische: für die Juden teilte er nicht nur den bei fast allen ernsthaften Rassentheoretikern anzutreffenden Respekt vor ihrer ethnischen Unsterblichkeit, sondern empfand auch Bewunderung vor ihrem objektiven kulturellen Wert und erweist sich somit als bemerkenswerter Zeuge für die Tatsache, dass das Jüdische Volk die Rassentheorie, wenn mit ihr ehrliches Spiel getrieben wird, durchaus nicht zu fürchten braucht, und dass es sich nicht aus Furcht für seinen eigenen Wert, sondern lediglich aus allgemeinen humanistischen Erwägungen dagegen stellt. G r o t j a h n schied sich in noch einem wichtigen Punkte von der offiziellen Ideologie der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands: in der Frauenfrage. Bekanntlich verlangte das *Erfurter Programm* die unbedingte Gleichberechtigung der Frauen. Die ausserhäusliche Erwerbsarbeit der ledigen wie auch der verheirateten Frauen stieg gerade in den letzten Vorkriegsjahren erheblich, desgleichen das weibliche Universitätsstudium. Die Sozialdemokratische Partei begrüsst diese Entwicklung, G r o t j a h n verurteilte sie, weil eine erwerbstätige Frau nur in seltenen Fällen Möglichkeit und Lust haben werde, wenigstens drei Kinder aufzuziehen, so dass gerade die Erbanlagen der überdurchschnittlich begabten Frauen der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt seien. G r o t j a h n bestritt also nicht etwa die Fähigkeit der Frau, welchen Platz auch immer im Berufsleben einzunehmen, aber er stellte die Zukunft der Rasse über die Forderungen ihrer individuellen Eignung und Neigung. In anderen Ländern mit grossen Räumen und reichlichen Menschenreserven, etwa in Russland oder Amerika, ist

es kaum jemandem in den Sinn gekommen, die Frauenbewegung ausser mit traditionsbedingten Einwänden und Zweifeln an der weiblichen Begabung auch noch mit eugenischen Bedenken zu bekämpfen! Kein Wunder, dass die Frauenbewegung in Deutschland, der selbst aus dem linken Lager derartige Steine in den Weg gerollt wurden, ihre Forderungen allenfalls zeitweilig auf dem Papier durchgesetzt und niemals grosse reale Macht erlangt hat.

Der Münchener Schule haben sich auch der aus Pommern gebürtige, von uns bereits anlässlich der Analyse des Mendelismus zitierte Fritz Lenz und teilweise der nachmalige Rektor der Berliner Universität Eugen Fischer angeschlossen. Bei beiden bekundet sich ein ausgesprochenes Nordismus. Die Klassifikationsweise Deniker's hatte sich inzwischen mehr oder minder durchgesetzt. Dies berechtigt für sich genommen noch durchaus nicht zu Nordismus, d. h. zum Glauben an die Superiorität der nordischen Rasse. Die Dolichocephalie bildet heute schon ein sehr zweifelhaftes Kriterium. Langer Schädel eignet nicht nur dem nordischen Rassentyp, sondern auch dem mediterranen, jenem dunkelhaarigen, in Südfrankreich, Spanien und Italien beheimateten Stamm, ferner dem orientalischen Rassentyp, der rein oder gemischt bei vielen Juden in Erscheinung tritt, und sogar der hamitisch-ägyptischen Rasse; zudem lassen sich Stimmen vernehmen (Saller u. a.), dass der Charakter der Dolichocephalie als eines konstanten Erbfaktors überhaupt strittig, diese vielmehr in hohem Grade milieubedingt sei, insofern sie durch fortschreitende Domestizierung (Zivilisierung) des Milieus zum Schwinden gebracht werde.— womit der Theorie stärkerer nordischer Durchsetzung in der Vorzeit und fortschreitender „Entnordung“ durch Kontraselektion eine wichtige Stütze ins Wanken gebracht wird. Blonde Haare und blaue Augen eignen auch jenem osteuropäischen Rassentyp, den Deniker als „Weichselrasse“, Günther als „ostbaltische Rasse“, der kenntnisreiche und gewissenhafte Baron Eickstedt als „osteuropide Rasse“ bezeichnet, und den wir in unserer Übersicht der weissen Rassentypen kurz den „baltischen“ Rassentyp genannt haben. Hohen Wuchs (der gleichfalls von ernsthaften Forschern als weitgehend milieubedingt angesehen wird) finden wir auch beim dinarischen und „fälischen“ Rassentyp. Deshalb haben alle historischen und kultursoziologischen Schlüsse, die sich auf partikulare oder nicht ausschliessliche Eigenschaften des nordischen Rassentyps stützen, einen sehr begrenzten wissenschaftlichen Wert. Das muss man insbesondere in den Fäl-

len beachten, wo aus vorgeschichtlichen Funden etwa dolichocephaler Skelette oder aus primitiven bzw. idealisierenden Bilddarstellungen kühne Schlüsse auf eine fabelhafte Unternehmungs- und Schaffenslust der nordischen Rasse gezogen werden, die angeblich bereits in frühester Vergangenheit aus ihrer skandinavischen Heimat bis in den fernen Süden und Osten gelangt sei, die dortige Urbevölkerung unterworfen und ihr erst die Kultur gebracht habe, bis der oben erwähnte Kontraselektionsprozess sie aus dem anthropologischen Bestande jener Bevölkerungen wieder mehr oder minder ausgeschieden habe. Die grossen Wanderungszüge der nordischen Rasse in historischer Zeit berechtigen durchaus nicht zu der Annahme, dass diese Rasse sich bereits tausend oder noch mehr Jahre vor diesen Ereignissen in analoger Weise auf dem ganzen Gebiete der Alten Welt betätigt habe, ohne seltsamerweise dazu imstande zu sein, was Ägyptern, Babyloniern, Chinesen schon damals ganz geläufig war, nämlich ihr Andenken durch schriftliche Überlieferung zweifelsfrei zu verewigen. Selbst aber wenn jene vorzeitlichen Wanderungs- und Eroberungszüge wirklich stattgefunden hätten, bliebe noch die ernste Frage, ob kriegerische Aktivität mit kulturstifterischen Fähigkeiten identifiziert oder in feste Verbindung gebracht werden darf. Wenn dem wirklich so wäre, so verdiente einen Ehrenplatz gleich neben der nordischen Rasse die mongolische, die sich doch sonst bei den Rassentheoretikern — Schallmayer ist hier allein auszunehmen — keiner besonderen Beliebtheit erfreut. Gerade durch die Verwandtschaft mit dem wehrhaften Stamm der Mongolen wäre aber auch ein Rassentyp mit Glanz rehabilitiert, dessen Passivität und Pazifismus vielfach so herabsetzend bewertet wird, nämlich der nach manchen Autoren den Mongolen verwandte alpine Typ, der von Mittelfrankreich über die Schweiz und süddeutsch-österreichisch-tschechoslovakische Zonen bis nach Ostdeutschland reicht (Günther nennt ihn deshalb „ostisch“). Dieser brachycephale, untersetzte und dunkle Typ hätte also wenigstens einen Trumpf in der Hand, selbst wenn man die Erfindung des Pfluges, die nach einer Reihe von Autoren, u. a. nach der Meinung des klugen und kritischen französischen Anthropologen Pittard dem alpinen Rassentyp zu verdanken ist, nicht als ausreichende Kompensation der nordischen Wehrhaftigkeit ansehen und ferner darüber hinweggehen wollte, dass nach Kretschmer die grösste Häufung von Genies, und zumal auf jenem Gebiete, wo Deutschlands Überlegenheit von niemandem bestritten werden kann, dem der Musik, in

einer Zone anzutreffen ist, die neben nordischen vor allem alpine Rassenelemente in starker Beimischung enthält. (E. Kretschmer, *Geniale Menschen*, S. 86 ff.). Fischer und Lenz, deren Tätigkeit vor dem Weltkriege begann und bis in die Gegenwart hineinreicht, haben diese notwendige kritische Einstellung gegenüber dem Nordismus sich nicht zu bewahren gewusst. Fischer erkennt neben der nordischen wenigstens noch eine zweite erstrangige Rasse an, und zwar die orientalische, also die eine wichtige Rassenkomponente des Jüdischen Volkes. dessen zweite Hauptkomponente, die armenoide oder vorderasiatische, er freilich weniger schätzt. Lenz bevorzugt entschieden nur die nordische Rasse, er sucht ihre Spuren in vorgeschichtlicher Zeit überall da, wo sich überhaupt eine neue Kultur bildete, und führt umgekehrt die Degeneration der Kulturvölker, namentlich der Griechen und Römer, auf das Schwinden nordischen Blutes zurück — seltsam nur, dass die historisch belegten Einfälle der Germanen Rom nicht regeneriert, sondern im Gegenteil erst seinen Untergang vollendet haben. Lenz ist es auch, der die Theorie der Selektion und Kontraselektion und der sich hierauf gründenden „Rassenhygiene“ zu einer regelrechten Scholastik ausgebaut hat, zumal in dem mit Erwin Baur und Eugen Fischer zusammen verfassten Kollektivwerk *Grundriss der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene* (2. Aufl. München 1923, 3. Aufl. 1933), das als *standard work* der ganzen Richtung angesehen werden kann. Lenz ordnet mit unerbittlicher Rigorosität das individuelle Glück den Forderungen der Rasse unter: nicht nur bei der Frau, sondern auch beim Manne solle der Lebensplan von Anfang an auf möglichst frühe Eheschliessung zwischen zwei rassistisch hochwertigen Partnern und auf Aufzucht von wenigstens drei Kindern abzielen. Von der Pflege von Talenten bei der Frau, sofern sie nicht ausserordentlich seien, rät er direkt ab; aber auch der Mann habe übertriebene Aspirationen in seiner Bildung, seiner Karriere und selbst im Sport zu vermeiden; Bildung schiebe die Eheschliessung hinaus, die Karriere erhöhe die Ansprüche an den Lebensstandard und verleite damit zur Beschränkung der Kinderzahl. der Sport aber könne die Rasse nicht verbessern, verführe dagegen zu geschlechtlichen Perversitäten. So gelangt Lenz zur Forderung einer Verarmung der objektiven Kultur, und wir können uns nur fragen: wozu brauchen wir überhaupt eine erstklassige Rasse, wenn es ihr streng verboten sein soll, sich auszuleben und die in ihr angelegten Möglichkeiten zu entfalten? Die Antinomie wird um so hoffungsloser,

als L e n z, ausgesprochener Galtonist, gerade die rassenverderbliche höhere Bildung, das Doktorat u. dgl. als zweifelloses Kriterium besserer rassischer Qualität akzeptiert. Er verlangt ein Verbot von Alkohol und Tabak, um der Gefahr der Blastophthorie zu begegnen, er verlangt die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, die ebenfalls Blastophthorie oder sogar Unfruchtbarkeit im Gefolge haben können, gerät jedoch hierbei in eine neue Antinomie: er möchte den ausserehelichen Geschlechtsverkehr gern überhaupt beseitigen, aber der Respekt vor allem Angeborenen nötigt ihn zu gewissen Konzessionen an die natürliche geschlechtliche Aktivität des Mannes; so wälzt er das ganze Schwergewicht seines Verdammungsurteils auf die Frau, welche durch die blosse Tatsache der Geburt eines unehelichen Kindes eine asoziale Anlage bekundet habe, weshalb denn auch das uneheliche Kind als Erbe dieser asozialen Anlage in keinem Falle einem ehelichen gleichgestellt werden dürfe. *Tant de bruit*, um die altbekannte doppelte Moral der Geschlechter wieder aufzurichten!

L e n z ist zweifellos Antisemit, obgleich er sich nicht offen dazu bekennt. Die Hauptbegabung der Juden sieht er nicht in direkter Aktivität, sondern in der Beeinflussung anderer Menschen. Von jüdisch-germanischen Mischehen rät er ab, obgleich er eine sachliche Begründung hierfür nicht erbringt. Den Sozialismus hält er erst dann für möglich, wenn ein Menschengeschlecht mit vollkommenen sozialen Anlagen herangezüchtet sein werde, d. h. ein rassisch aufgenordetes. Hierauf ist zu erwidern: Die nordische Rasse ist nach allen Angaben auch ihrer glühendsten Verehrer ausgesprochen individualistisch veranlagt. Charakterologisch gesprochen ist der nordische Typ eher schizothym (K r e t s c h m e r) als zylothym. Gemäss H e l l p a c h's „konjugalspsychologischen“ (ehepsychologischen) Bemerkungen sind ^{Exempl. am} glücklichsten zwischen zwei zylothymen Individuen (d. h. am

erster Linie zwischen Menschen alpinen Typs), noch erträglich zwischen einem schizothymen und einem zylothymen Partner, zwischen zwei schizothymen Menschen aber ist eine Ehe nur in den seltensten Fällen auszuhalten. Welch eine Zukunft winkt also einer Menschheit, welcher das Wunder der Aufnordung gelänge! Es wäre sicherlich ein begabtes Geschlecht, aber halsstarrig, unzufrieden und unglücklich, und zwar nicht nur in der vom Aufnordungsgesetz reglementierten, d. h. die Paarung zweier Schizothymen anstrebenden Ehe; denn es litte ständig an einem Übermass von Menschen, die Ansprüche auf führende Plätze erheben würden. Der Nordismus würde also zu demselben Resultat führen, das er an-

Exempl. am
Ehepl. Div. Tart.

sonsten verurteilt, indem er die sozialistischen Bestrebungen nach möglichst verbreiteter und gesteigerter Bildung als rassenfeindlich und nur der Geltendmachung übertriebener, in der industrialisierten Welt doch unerfüllbarer Ansprüche f6rderlich kritisiert. Und womit w6re dieses Resultat zus6tzlich bezahlt? Mit der Beschr6nkung der letzten Freiheit, welche die Industrialisierung den meisten Menschen 6berhaupt noch einstweilig gelassen hat, n6mlich der Freiheit in der Liebe und in der Auswahl des Liebespartners.

Die M6nchener Schule ist noch ein Kind der Vorkriegszeit, wenngleich einige ihrer Gedanken, namentlich solche von G r o t j a h n und L e n z, erst kurz nach dem Weltkriege zu Ende gestaltet wurden. Noch bleibt zu erinnern an nordisch-rassistische Gedankeng6nge, die namentlich in seinen Vorkriegsschriften, aber auch noch in sp6teren 6usserungen ein j6discher Autor entwickelte, dessen eigenes Leben ein Opfer des Rassenhasses werden sollte: Walther R a t h e n a u. Er verg6tterte das Mut- und Seelenhafte der germanischen (nordischen) Rasse, betrachtete die slawische Beimischung des deutschen Volkes als minderwertig und stand dem Judentum, dessen Denken an Zweck und Sorge orientiert sei, nicht ohne Kritik gegen6ber. Die „Nordifikation“ schien ihm ein dringendes Kulturerfordernis. „K6nnen wir wieder zu reineren Rassen, so w6rde die Aufhebung der Pers6nlichkeit durch das Rasseideal erstrebt werden. In dieser Lage befand sich der griechische Adel und befinden sich einzelne Aristokraten unserer Zeit.“ (Schriften Bd. 4, S. 226.) Rathenau stand innerlich in mehr als einer Beziehung denen nahe, die ihn vernichteten, und hatte wenig Gemeinsames mit denen, die ihn als M6rtyrer verehren.

Der Weltkrieg konnte angesichts der Tatsache, dass stark nordische Nationen gegen Deutschland fochten (England, Frankreich, U. S. A.) bezw. eine k6hle Neutralit6t bewahrten (Skandinavien, Holland), nicht als Kreuzzug f6r die nordische Rasse bezeichnet werden, man griff, sofern man rassistisch argumentierte, auf die veralteten Bezeichnungen „germanisch“, „romanisch“, „slawisch“ zur6ck. Nach Kriegsende lebte die rassistische Idee alsbald wieder auf. Die Gr6nde sind nicht schwer zu erraten. Ein Volk, welches seine 6usseren Machtmittel eingeb6sst hat, fl6chtet sich gern in die Idee einer metaphysisch verankerten, durch keinerlei historische Entwicklung zu raubenden 6berlegenheit: so richteten sich die Preussen nach der Katastrophe von 1806 an F i c h t e's Ideen wieder auf, so entwickelten die Polen nach dem gescheiterten Aufstande von 1831 ihren

„Messianismus“, d. h. die Lehre, dass Polens besondere Bestimmung analog der Jesu darin bestehe, das Leiden der ganzen Welt auf sich zu nehmen. Ähnlich verkündete Othmar Spann nach dem Weltkriege eine besondere Auserwähltheit der deutschen Kultur vermöge ihrer philosophischen Orientierung, wodurch sie allen fremden, insbesondere der englischen und französischen, himmelweit überlegen sei. Die Rassentheorie schien nun unantastbare metaphysische Werte mit mechanistisch naturwissenschaftlicher Methode besonders glücklich zu verbinden. Der „Genotypus“ — das war so etwas wie eine platonische Idee, der man alle möglichen Eigenschaften um so eher beilegen konnte, als die Verifikation prophetischer Aussagen über den Genotypus wesensmässig aufs äusserste erschwert war; auf der anderen Seite schien das Exaktheitsbedürfnis durch die Rechenexempel mit Chromosomen und Genen aufs vollkommenste befriedigt. Aber noch ein spezieller Umstand kam fördernd hinzu: eine besondere Zunahme an Interesse hatten in der Nachkriegszeit die sexuellen Probleme zu verzeichnen. Eine solche Reaktion findet sich nicht selten nach Kriegen, als wolle sich das individuelle Glücksstreben für die lange ungebührliche Vernachlässigung rächen, oder nach grossen politischen Enttäuschungen, wo das Interesse an gesellschaftlichen Fragen sinnlos geworden zu sein scheint (der russische „Saninismus“ nach dem Versagen der Revolution von 1905). Die Frauenbewegung, die ja gerade im Zeichen des Kampfes gegen die Überschätzung der weiblichen Geschlechtsrolle gestanden hatte, hat zu dem erwähnten Phänomen nur wenig beigetragen. Unter diesen Umständen nahm die Psychoanalyse einen grossen Aufschwung, die in der ganzen Kultur nur ein Epiphänomen oder eine Sublimierung sexueller Begierden zu erblicken geneigt war, eine Lehre, der wir wertvollste Erkenntnisse verdanken, die aber auch gewaltig missbraucht wurde. Daneben entstand eine spezialistische Sexuologie, deren Wert ihrerseits zweischneidig war (van der Veldes Ehebücher bildeten sicherlich keine rein positive Er rungenschaft). Es gab also eine kausale Erforschung die von der Psychoanalyse betrieben wurde, eine modale, welche der Sexuologie zufiel, lag da der Gedanke nicht nahe, dass sich auch eine finale Betrachtungsweise in Gestalt von Rassentheorie und Eugenik hinzugesellen müsse?

Unter diesen Vorzeichen traten die Rassentheorien in die Nachkriegsperiode ein, in der ihre Wirksamkeit sich nicht immer in die Tiefe, aber jedenfalls gewaltig in die Breite entfalten sollte. Zu zeigen, wie dies im einzelnen geschah, bleibt einer zweiten Abhandlung vorbehalten.

Wichtigere benutzte Literatur.

(Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Seiten der vorliegenden Schrift, welche auf die betreffende Quelle Bezug nehmen).

Baur-Fischer-Lenz: Grundriss der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene (15, 17, 26, 28).

Bergson, Henri: L'évolution créatrice, d. i. Die schöpferische Entwicklung (5,11)

Borsky, Lev: Vudcové lidstva a jeho svudci, d. i.: Führer und Verführer der Menschheit (22)

Chamberlain, Houston Stewart: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (17-22)

Chamberlain, Houston Stewart: Arische Weltanschauung (21)

Darwin, Charles: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (9-13)

Deniker, J.: Les races européennes, d. i.: Die europäischen Rassen (20,25 f.)

Driesch, Hans: Philosophie des Organischen (10 f.)

Eickstedt, Egon Frhr. v.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit (26)

Fischer, Eugen: Die Rehoboter Bastards (15, vgl. auch *Baur-Fischer-Lenz*)

Galton, Francis: Hereditary Genius, d. i.: Erbliches Genie (8, 16 f.)

Gobineau, Comte de: Essai sur l'inégalité des races humaines, d. i.: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen (7 f., 10, 18)

Grotjahn, Alfred: Geburtenrückgang und Geburtenregelung (24-26)

Grotjahn, Alfred: Die Hygiene der menschlichen Fortpflanzung (24-26)

Günther, Hans: Rassenkunde des deutschen Volkes (26 f.)

Heppach, Willy: Grundriss der Sozialpsychologie (29)

Hertwig, Oskar: Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus (10 f.)

Hertz, Friedrich: Rasse und Kultur (17, 19)

Kaup, Ignaz: Volkshygiene oder selektive Rassenhygiene? (10 f.)

Kretschmer, Ernst: Körperbau und Charakter (29)

Kretschmer, Ernst: Geniale Menschen (27 f.)

Kultur der Gegenwart, Die (Bd. Anthropologie) — (22-24)

Lagarde, Paul de: Politische Schriften (18 f.)

Lapouge vgl. *Vacher de Lapouge*

Lenz, Fritz vgl. *Baur-Fischer-Lenz*

Moeller van den Bruck, Arthur: Das Recht der jungen Völker (21)

Müller, Armin: Die Überwindung des Utilitarismus in der Biologie der Gegenwart (10)

Pittard, E.: Les races et l'histoire, d. i.: Die Rassen und die Geschichte (27)

Ploetz, Alfred vgl. *Kultur der Gegenwart*

Rädl, Emanuel: Geschichte der biologischen Theorien (10)

Rathenau, Walther: Schriften (30)

Saller, Karl: Der Weg der deutschen Rasse (26)

Schallmayer, Wilhelm: Vererbung und Auslese (22-24, 27)

Simmel, Georg: Lebensanschauung (11)

Spann, Othmar: Volkstum und Staat (21, 31)

Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes (9, 21)

Vacher de Lapouge: L'Aryen et son rôle social, d. i.: Der Arier und seine soziale Rolle (20, 22, 24)

Wagner, Richard: Das Judentum in der Musik (18)

Wagner, Richard: Ausführungen zu „Religion und Kunst“ (18).

Esk
A-9464
31783

Hind: 2 Kr. 50 Snt.